

Gibt es ein Leben nach dem Wirtschaftswachstum? Ein Blick aus der Wohlfühlperspektive könnte darauf hindeuten, ja.

Abstract: Der Wert, den wir Dingen zuordnen, kann aus einer allgemein wirtschaftlichen Perspektive in monetärer Form ausgedrückt werden. So ist Geld ein nützlicher Indikator zur Bewertung von Gütern und Services. Die Zuordnung einer monetären Zahl – meist als "Wert" oder "Nutzen" bezeichnet – zu Dingen macht diese vergleichbar. Streng rational gesehen würden wir dazu tendieren, unseren Nutzen durch die Steigerung unseres monetären Einkommens zu maximieren. Allerdings geht es beim Nutzen möglicherweise nicht unbedingt nur darum, mehr Geld zu bekommen, sondern er kann auch das Gegenteil bewirken, bis zu dem Punkt, dass der Nutzen eher psychologischer Natur zu sein scheint. Wenn wir uns also von dem Gedanken lösen, dass der Nutzen rein mit Geld zu messen ist und angenommen wir haben all unsere Bedürfnisse gestillt und einen guten Lebensstandard für uns sichern können – würde sich unser Nutzen dann auch mit einem weiteren Anstieg unseres Einkommens steigern?

Der Wert, den wir Dingen zuordnen, kann aus einer allgemein wirtschaftlichen Perspektive in monetärer Form ausgedrückt werden. Daraus resultiert das Konzept der "Zahlungsbereitschaft". Dieses Konzept beschreibt den Maximalbetrag, den wir aufzugeben bereit sind, um dafür ein Produkt oder einen Service zu erhalten, oder auch ein bestimmtes Ergebnis abzuwenden. Es kann aber auch zur Messung von nicht-monetären Dingen wie Leistungen eines Gesundheits- oder Bildungsprogramms genutzt werden. Die Zuordnung einer monetären Zahl – meist als "Wert" oder "Nutzen" bezeichnet – zu Dingen macht diese vergleichbar. So ist Geld ein nützlicher Indikator zur Bewertung von Gütern und Services, die wir gern erhalten oder erwerben würden. Dabei ist eine Schlüsselkomponente die genauere Analyse der Bedeutung von "Nutzen".

Streng rational gesehen würden wir als Teilnehmer*innen an wirtschaftlichen Transaktionen dazu tendieren, unseren Nutzen durch die Steigerung unseres monetären Einkommens zu maximieren. Auch Länder maximieren in diesem Sinne ihr Wirtschaftswachstum, um ihren Nutzen zu optimieren (in diesem Falle den ihrer Bürger*innen). Der "Nutzen" umfasst dabei jedoch u. U. nicht nur die Anhäufung von Geld, sondern vielleicht sogar genau das Gegenteil. Eine Spende an eine Wohltätigkeitsorganisation würde unsere Situation aus einer streng wirtschaftlichen Perspektive verschlechtern (weniger Geld), jedoch erhalten wir dadurch vielleicht das gute Gefühl, jemandem in Not helfen zu können. In diesem Fall wäre der Nutzen eher psychologischer Natur.

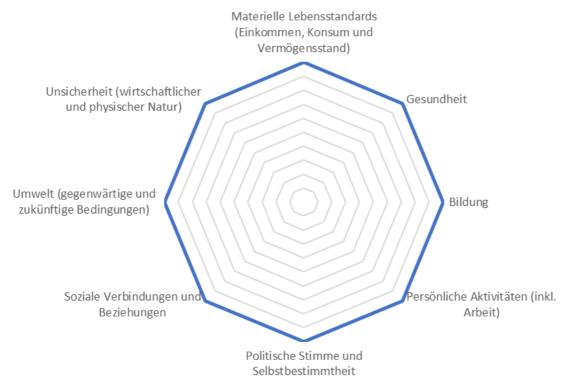
Corr und Plagnol (2019) weisen darauf hin, dass sobald ein bestimmtes Wohlstandsniveau erreicht ist, sich Geld und psychologischer Nutzen orthogonal zueinander verhalten (beide

Konzepte sind nicht voneinander abhängig und die Kenntnis des einen hilft nicht unbedingt dabei, das andere zu verstehen). In der zuvor beschriebenen Situation wäre es also unwahrscheinlicher, dass eine Person an eine Wohltätigkeitsorganisation spendet, wenn er oder sie selbst nicht genug zum Leben hat. Wenn wir uns also von dem Gedanken lösen, dass der Nutzen rein mit Geld zu messen ist, sehen wir, dass er sich auch auf eine andere Art von Vorteil oder sogar Wohlbefinden beziehen kann. Angenommen wir haben all unsere Bedürfnisse gestillt und einen guten Lebensstandard für uns sichern können – würde sich unser Nutzen dann auch mit einem weiteren Anstieg unseres Einkommens steigern? Vor allem wenn dies längere Arbeitstage bedeuten würde. Oder gäbe es nicht andere Aktivitäten, wie mehr Zeit mit der Familie oder Freunden zu verbringen, von denen wir mehr profitieren könnten? Der Opportunity Cost (oder "Preis für eine Gelegenheit"), den wir zahlen, wenn wir uns zwischen bestimmten Dingen entscheiden müssen (Zeit mit der Familie vs. Zeit für die Arbeit), zeigt vielleicht, dass der Nutzen aus einer Freizeitgestaltung mit Familie und Freunden größer ist, als der Nutzen, den uns lediglich Geld bietet, gerade wenn wir erkennen, dass verlorene Zeit mit unseren Liebsten nicht zurückgeholt werden kann. Würde es Sinn machen, dieses Konzept aus einer nationalen Perspektive zu betrachten? Könnten wir uns vorstellen, in einer Welt zu leben, in der Dinge nicht nur mit Geld gemessen werden? Gibt es ein Leben nach dem Wirtschaftswachstum?

Großbritannien "überholte" 2014 Frankreich und ist nun die fünftgrößte Volkswirtschaft weltweit. Cusick (2014) weist daraufhin, dass die Einbeziehung von Prostitution und illegalem Drogenhandel zu diesem Erfolg beigetragen haben. Wenn wir nun bedenken, dass diese Einnahmequellen in Wirtschaftswachstumsindikatoren wie das BIP integriert werden, erscheint der Wohlstand nicht unter allen Umständen erstrebenswert. Dafür gibt es wesentlich vorteilhaftere Aktivitäten, die das BIP nicht erfasst, wie unbezahlte Hausarbeit oder Freiwilligenarbeit. Doch wenn sich Regierungen nicht streng am Wirtschaftswachstum orientieren sollen, an was dann? Es scheint, dass nach vielen Jahrzehnten intensiver Forschung Regierungen langsam beginnen, das subjektive Wohlbefinden (SWB) ihrer Bürger*innen in ihre Politik mit einfließen lassen. Dies umfasst auch die kognitive und affektive Bewertung des persönlichen Wohlbefindens durch die Individuen selbst.

2008 beauftragte der damalige französische Präsident Nicholas Sarkozy Joseph Stiglitz, Amartya Sen (beide Nobelpreisträger in Wirtschaftswissenschaften) und Jean-Paul Fitoussi sowie eine Gruppe renommierter Ökonomen damit, eine bessere Methode zur Messung des sozialen Wohlbefindens zu finden als das BIP. Der 2009 veröffentlichte Bericht von der "Commission on the Measurement of Economic Performance and Social Progress" (auch Stiglitz-Sen-Fitoussi-Kommission oder Sarkozy-Bericht; Corr und Plagnol, 2019) identifizierte 8 Schlüsseldimensionen des Konzepts "Wohlbefinden", die als Grundlage für die Erarbeitung und Gestaltung von öffentlichen Maßnahmen dienen sollen. Diese Dimensionen umfassen: Materielle Lebensstandards (Einkommen, Konsum und Vermögensstand); Gesundheit; Bildung; Persönliche Aktivitäten (inkl. Arbeit); Politische Stimme und Selbstbestimmtheit; Soziale Verbindungen und Beziehungen; Umwelt (gegenwärtige und zukünftige Bedingungen) sowie Unsicherheit (wirtschaftlicher und physischer Natur) (Stiglitz, Sen und Fitoussi, 2009). Diese Dimensionen werden im BIP nicht vollständig erfasst. Ein weiteres positives Zeichen dafür, dass wir uns in die richtige Richtung bewegen, sind auch die SDGs mit ihren 17 Zielen für ein verbessertes Wohlbefinden der Menschen und des Planeten.

8 Schlüsseldimensionen des Konzepts "Wohlbefinden"



Quelle: Eigene Ausarbeitung nach Angaben von Stiglitz, Sen und Fitoussi, (2009)

Mehr Geld kann das subjektive Wohlbefinden steigern, jedoch nur wenn es darum geht, Armut zu vermeiden, und die Person in einem Industrieland lebt. Doch laut Diener und Biswas-Diener (2002) wird dies langfristig nur eine geringe Auswirkung haben, vor allem für bereits wohlhabende Individuen. Dies könnte daran liegen, dass mehr Einkommen auch zu höheren Erwartungen führt. Einkommenssteigerungen können zudem die Diskrepanz zwischen den Ansprüchen und der Realität weiter vertiefen, da ein höheres Einkommen u. U. mit einem höheren Verbrauch einhergeht.

Diener und Biswas-Diener (2002) geben an, dass die Wechselbeziehung zwischen Einkommen und SWB von psychologischen Faktoren beeinflusst wird, wie die individuellen Ansprüche und gesellschaftlichen Erwartungen. Es ist wahr, dass objektiv gesehen ein höheres Einkommen bessere Lebensbedingungen schaffen und somit einen positiven Einfluss auf das subjektive Wohlbefinden haben kann. Dies zeigt sich deutlich in bspw. ärmeren Ländern, wo die durchschnittlichen SWB-Niveaus von Armut beeinträchtigt werden. Im Gegenzug erzielt die Steigerung des Einkommens keine weitere Befriedigung wichtiger Bedürfnisse und Ansprüche, sobald ein hohes Einkommensniveau (im Vergleich zu weltweiten Standards) erreicht ist. Sich darauf zu konzentrieren, mehr Geld zu verdienen, führt offensichtlich zu einer entgegengesetzten Beziehung mit SWB (siehe auch Barriga Ortiz, 2021).

Drei Ansätze können dabei helfen, ein besseres Verständnis der Beziehung zwischen Verbrauch bzw. Konsum (durch Wirtschaftswachstum) und Wohlbefinden zu erhalten: Menschliche Natur, relative Standards und Kultur.

Menschliche Natur: Es gibt bestimmte universelle Charakteristiken des Menschen, wie grundlegende biologische Bedürfnisse. Einkommen wird zum subjektiven Wohlbefinden

beitragen, da es die Deckung dieser Grundbedürfnisse erleichtert. So kann Einkommen das subjektive Wohlbefinden verbessern, falls es Individuen nicht nur dabei unterstützt, Dinge wie Wohnraum oder Lebensmittel zu erlangen, sondern auch ein gewisses Maß an Sicherheit, Status und Weiterentwicklung ihrer Fähigkeiten (Waterman, 1984).

Relative Standards: Vergleichsstandards oder -modelle begründen sich auf der Vorstellung, dass Individuen unterschiedliche Ideale zur Bewertung ihres Wohlbefindens nutzen (Campbell, 1976; Diener, 1984; 2009). Diese Vergleichstandards können basierend auf vergangenen Erfolgen, wahrgenommenen Vergleichen zwischen Gleichrangigen und den individuellen Zielen bewertet werden. So kann eine Person glücklich oder unzufrieden sein, abhängig davon, welche Leistung die Menschen um sie herum in ihrem Interessengebiet erbringen. Corr und Plagnol (2019) weisen darauf hin, dass der Status und das daraus gewonnene Wohlbefinden von den Auswirkungen des sozialen Vergleichs abhängen. So werden die gesteigerten Ansprüche als Resultat sozialer Vergleiche und hedonischer Anpassung den positiven Auswirkungen möglicher wirtschaftlicher Verbesserungen auf das Wohlbefinden entgegenwirken.

Kulturansatz: Ein Verhalten, dass den Werten einer bestimmten Kultur entspricht, kann zu positivem oder negativem subjektivem Wohlbefinden beitragen, da das Individuum seine Ziele an die Kulturvorstellungen angepasst hat (oder nicht) und Emotionen im Einklang mit kulturellen Normen erlebt. Diener und Biswas-Diener (2002) zeigen, dass es in fortgeschrittenen Gesellschaften üblich ist, dass ein Individuum arbeitet und dafür eine Entlohnung erhält – so fühlt es sich wertvoll. Die Anhäufung von Vermögenswerten und Geld, welches Erfolg widerspiegelt, sind gesellschaftlich anerkannt. So gesehen erfahren Menschen, die arbeiten und konsumieren, ein gewisses Maß an subjektivem Wohlbefinden, da sie sich so verhalten, wie die Gesellschaft es von ihnen erwartet – sie werden ihrer auferlegten Rolle gerecht. Dieser Logik folgend gilt eine Person, die mehr arbeitet und mehr verdient als erfolgreich und wird wahrscheinlich ein höheres Maß an subjektivem Wohlbefinden aufweisen als eine ärmere Person. Es ist wahr, dass es Kulturen gibt, die mehr Wert auf Wettbewerb legen, andere wiederum mehr auf Effizienz und wieder andere auf Sparsamkeit und Ersparnisse. So kann auch die Definition von Erfolg variieren, was die Unterschiede in der Wechselbeziehung zwischen Geld und SWB erklären könnte.

Bezogen auf die menschliche Natur sind die Anforderungen zur Erreichung eines hohen Maßes an SWB universell. Sie liegen in der Befriedigung individueller Grundbedürfnisse, in der Teilnahme an angemessen anspruchsvollen Aktivitäten und in der sozialen Einbindung mit anderen, zu denen das Individuum eine Verbindung wahrnimmt. Im Kulturansatz wiederum variieren die Anforderungen für ein hohes Maß an SWB, abhängig von den Werten und Zielen, die eine Gesellschaft verfolgt. Das Individuum kann unterschiedliche Rollen annehmen, die den Kontexten entsprechend zu unterschiedlichen Aktivitäten führen können. Durch relative Standards wird die Variabilität weiter gesteigert, da die Ziele und Vergleichselemente sich im jeweiligen Kontext mit der Zeit verändern können.

Mit der Integration dieser drei Ansätze kann die Verbindung zwischen Einkommen und SWB angemessen beschrieben werden. Menschen sozialisieren sich durch Arbeit und durch die Teilnahme an Aktivitäten in ihrem jeweiligen kulturellen Umfeld – dies verschafft ihnen mitunter ein gutes Gefühl. Die Erreichung eines gewissen Konsumniveaus, angenommen, dass dies eine kulturelle Anforderung ist, macht Menschen etwas glücklicher und sie können solch eine Aktivität bis zu einem gewissen Maß genießen. Aus inhärenten Bedürfnissen entstehen Wünsche und Sehnsüchte (Menschliche Natur) und diese werden zu kulturellen Zielen. Jene Individuen, die die meisten Fortschritte bei diesen Zielen erreichen, werden zufriedener mit ihrem Leben sein, da diese Ziele einen relevanten Vergleichsstandard darstellen. Wenn die Bedürfnisse anderer mit in Betracht gezogen werden, wie enge

zwischenmenschliche Beziehungen und anspruchsvolle Aktivitäten im kulturellen Kontext, ist eine Einkommenssteigerung nicht notwendigerweise ein genaues Maß für die Zahl der Wünsche und Sehnsüchte, die erreicht werden könnten.

Zudem können Situationen, die in einem Land als von Armut geprägt gelten, in einem anderen als wohlhabend bezeichnet werden – es hängt immer vom Kontext und von den Lebenshaltungskosten jedes Landes ab. Die Erwartungen an Wirtschaftswachstum führen laut Easterlin und Angelescu (2010) sowohl Vorteile als auch Probleme mit sich. Wirtschaftlicher Wohlstand in einem Land bedeutet mehr Jobs und höhere Einkommensniveaus, jedoch gleichzeitig auch u. a. größere Urbanisierung, Umweltverschmutzung und gesellschaftliche Umbrüche. Nach Betrachtung all dieser Argumente lässt sich feststellen, dass die Dinge nicht mehr nur nach rein monetären Maßstäben gemessen werden sollten. Vor allem, wenn der "Opportunity Costs" sehr niedrig ist, egal wie viel Geld investiert wurde. Das Leben bedeutet ständige Entwicklung und Wachstum, jedoch eben nicht nur auf wirtschaftlicher Ebene.

Quellen

- Barriga Ortiz, P. A. (2021). *Materialism and nature connectedness: An assessment of the relationship to well-being.* Leipzig.
- Campbell, A., Converse, P. E., & Rodgers, W. L. (1976). *The quality of American life*. New York: Russell Sage Foundation.
- Corr, P., & Plagnol, A. (2019). Behavioral Economics: The basics. Routledge.
- Diener, E. (1984). Subjective Well-being. Psychological Bulletin, 95, 542-575.
- Diener, E. (2009). Subjective Well-being. In E. Diener (Ed.), *The Science of Well-being: The collected Works of Ed Diener* (pp. 11-58). Springer.
- Diener, E., & Biswas-Diener, R. (2002). Will money increase subjective well-being? A literature review and Guide to needed Research. *Social Indicators Research*, *57*, 119-169.
- Easterlin, R. A., & Angelescu, L. (2010). Modern economic growth: Cross sectional and time series evidence. In K. C. Land (Ed.), *Handbook of social indicators and quality-of-life research* (pp. 113-136). New York: Springer.
- Stiglitz, J., Sen, A., & Fitoussi, J. (2009). Report be the Comission on the Measurement of Economic Performance and Social Progress (CMEPSP).
- Waterman, A. S. (1984). The psychology of individualism. New York: Praeger.

Gefördert durch:









